Zeitschrift: Zürcher Taschenbuch
Herausgeber: Gesellschaft zürcherischer Geschichtsfreunde
Band: 3 (1862)

Artikel: Selbstbiographie Ludwig Meyers von Knonau : Jahre 1797-1802
Autor: Meyer von Knonau, Ludwig
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-984826

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 20.08.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Selbstbiographie

Ludwig Meyers von Knonau.

Jahre 1797—1802.

Mediation in St. Gallen.

Im Sommer 1797 fiel mir eine nicht ganz unwichtige diplomatische Sendung zu. Der St. Gallische Fürstabt Beda Anghern hatte bereits viele Jahre lang als guter Mann und milder Regent über sein Volk geherrscht, und war den Eidgenossen, den Schirmständen des Klosters (Zürich, Luzern, Schwyz und Glarus) und namentlich auch dem Stande Zürich werther als viele seiner Vorfahren; denn nur zu oft waren vom Kloster St. Gallen her Veranlaßungen zur Zwietracht unter den Eidgenossen ausgegangen. Aber auch er war nicht im Stande, den verjährten Uebelständen im Stifte abzuhelfen. Die Einkünfte reichten nicht hin; die Ausgaben hatten sich durch Ankäufe, Anlegung von Straßen und Aufführung von Gebäuden, die nicht immer ganz nothwendig waren, vermehrt. Die Rathgeber des Fürsten glaubten, das Verfahren auswärtiger Staaten nachahmen zu sollen, und vermochten ihn, die alten Abgaben des Lehenwesens zu erhöhen und einzelne neue Auflagen einzuführen. Ankäufe von Grundstücken, die das Kloster machte, beunruhigten als Erwerbungen in todte Hand, und das Volk sah von Zeit zu Zeit einzelne seiner Rechte angetastet. Die äußerst schlecht besoldeten Beamten des Fürsten suchten auf ungesetzlichen Wegen eine Vermehrung ihres

Einkommens, und ihre Obern waren genöthigt, die Augen darüber zuzudrücken. Man erzählte, ein Pfalzrath beziehe neben der Wohnung und dem freien Tisch jährlich nur 100 Reichsgulden und einige Zulagen.

Die Bezahlung der Kosten für die Zuzüge nach Basel gaben den unmittelbaren Anstoß zu Aufregung und Unwillen, vornämlich der alten Landschaft. *) Die Zeit, wo man sich den Forderungen der Regierungen unbedingt unterwerfen zu müssen glaubte, war vorübergegangen, und bereits hatte man angefangen, die Rechtmäßigkeit des Hergebrachten zu prüfen. Endlich brachten fiscalische Maßregeln gegen eine erledigte Erbschaft zu Goßau die gährende Unzufriedenheit zu lauten Aeußerungen. Ungeachtet des fürstlichen Verbotes hielt die Gemeinde Goßau im Anfange des Jahres 1795 Versammlungen und faßte einstimmig eine Klageschrift an den Abt über verschiedene Beschwerdepunkte ab. Andere Gemeinden vereinigten sich mit Goßau; man wählte Ausschüsse aus verschiedenen Gegenden der Landschaft, die sich über die Gegenstände der Beschwerden beriethen. Die Hauptperson dabei war der Fleischer Künzli von Goßau, ein Mann, der viel natürlichen Verstand, Volksberedsamkeit, aber keine eigentliche Bildung besaß; neben ihm zeichneten sich später noch Major Müller, Hauptmann Heer und einige Andere aus. Der gutmüthige Abt Beda empfand

*) Die Gegend von Rorschach bis Wyl führte, als die ältere Besitzung des Klosters, im Gegensatze zum Toggenburg diesen Namen.

stärker als sein Convent die Rechtmäßigkeit von mehr als einer Klage; das Volk dagegen mochte fühlen, daß jetzt mehr gewagt und daß die Schirmorte weniger gefürchtet werden dürften als in den Zeiten der Stetigkeit. Zürich war bereits in seinem Lande beschäftigt; in Luzern waren die thätigen jüngern Regierungsglieder dem Zeitgeiste zugethan und lähmten den Widerstand der ältern; in Glarus war das Uebergewicht der Demokraten noch entschiedener, und in Schwyz wollten die Führer sich nicht aussprechen.

Auch im Toggenburg äußerten sich beunruhigende Bewegungen, und der Abt Beda nahm, ungeachtet in dem Convente selbst eine beharrlich widerstrebende Opposition sich erhoben hatte, eine so feste Sprache an, daß jene es nicht wagte, seinem Entschlusse, mit den Unzufriedenen sich einzuverstehen, offenbar zu widerstreben. Am 23. November 1795 kam er mit seinem Volke auf einer Landsgemeinde überein. Der Decan und ein Theil des Capitels stimmten ihm bei; der Subprior und die Mehrheit des Conventes dagegen brachten ihre Beschwerden über den Vertrag und über die zunächst abzuhaltende Landsgemeinde an Zürich und Luzern. Die Opponenten wurden ermahnt,*) keine Trennung zu veranlaßen; aber der Convent gab nichtsdestoweniger eine Verwahrung gegen den Vertrag ein. Alter und Bekümmerniß legten

*) Die damalige Zürcherische Kanzlei nannte solche Abmahnungsschreiben „Adhortatorien".

1796 den guten Beda in seine Ruhestätte, und das Capitel erhob seinen heftigsten Gegner, den auch nachher in der Mediations- und Restaurationsperiode mit allen alten Ansprüchen auftretenden Pankraz Forster von Wyl auf den Fürstensitz, dem sein Geburtsort, Neapel, auch ein schneller wallendes Blut und einen welschen Charakter gegeben zu haben schien. Fest widerstrebte er den Forderungen, welche die Landschaft zufolge des Vertrages machen zu können glaubte, und die Erklärung, welche er mehrern Artikeln desselben gab, verursachte neue Uneinigkeiten. Zürich, Luzern und Schwyz neigten sich auf die Seite des Herrschers; bei Glarus fanden dagegen die Führer des Volkes Aufnahme und Beifall. Im Toggenburg zeigten sich wieder Gährungen; doch mehr als jedes andere Ereigniß gab die allen Nachbarn drohende Stellung der Französischen Republik und die Siege Bonaparte's den nach Freiheit Strebenden Muth und Beharrlichkeit. Endlich riefen beide Theile die Entscheidung der vier Schirmorte an. Diese fiel am 18. April 1797 zu Frauenfeld zum Nachtheile des Volkes und seiner Führer aus. Künzli und sechs andere Anführer wurden zu Bezahlung von 9000 Gulden an die Kosten, Goßau und noch eilf Gemeinden zu einer Buße von 7000 Gulden verurtheilt; doch erklärte der Fürst, er werde nach seiner Milde die Hälfte der letztern Summe auf sich nehmen. Durch dieses Urtheil wurden die Volksführer nur noch mehr angereizt. Neue Bewegungen entstanden; die Par-

teien griffen zu den Waffen, wobei die Fürstlichgesinnten sogleich der Ueberlegenheit weichen mußten.

Noch einmal traten die Abgeordneten der vier Schirmorte zusammen, jetzt in der Stadt St. Gallen selbst, und ich wurde dem Zürcherischen Repräsentanten, dem Seckelmeister Conrad v. Escher, als Secretär beigegeben, was mich, weil Zürich die Direction hatte, auch zum Secretär der gesammten Repräsentantschaft machte. Der nachherige Helvetische Justizminister, Franz Bernhard Meyer von Schauensee, damals entschiedener Demokrat, begleitete als Secretär den Rathsherrn Balthasar von Luzern, der unter dem Namen des schönen Balthasar bekannt war. Aus Schwyz erschien zuerst der Landammann Weber, des heil. römischen Reiches Graf, ein Mann nicht ohne Gewandtheit und mit allen denjenigen Eigenschaften ausgestattet, welche die Magistrate der Länder in jener Zeit charakterisierten. Als er auf die Tagsatzung nach Frauenfeld gieng, folgte ihm der Landammann Ludwig Weber, ein gutmüthiger, sehr bedächtlicher Mann. Den Kanton Glarus vertrat der Rathsherr, nachher Helvetische Senator, noch später St. Gallische Regierungsrath Kubli. Dieser Mann verband mit vielen natürlichen Anlagen und Geschäftserfahrung, die er als Kanzleibeamter in seiner Heimat erworben hatte, Volksberedsamkeit, Dreistigkeit und die Gabe, sich, ohne die Schmeichlerrolle zu spielen, beim Volke beliebt zu machen. Seine Kleidung und sein Aeußeres waren diejenigen eines angesehenen Bauern, und er nahm auch den Ton eines solchen in

Geschäften und selbst in der Gesellschaft an, weil er in dieser Gestalt Manches freier und treffender sagen konnte, als dieß aus dem Munde eines abgemessenen Diplomaten möglich gewesen wäre. Er genoß das größte Vertrauen des St. Gallischen Volkes. Wenn wir spazierten, sah man mit Fingern auf ihn weisen und hörte oft die Worte: „Der ist der Glarner!"

Die Mediation dauerte von Mitte Juni bis Ende August, und es bot sich dem aufmerksamen Beobachter auf diesem kleinen Schauplatze manche Erfahrung dar, die er in weit größern diplomatischen Verhältnissen sich nutzbar machen konnte. Merkwürdig war diese Revolution im Kleinen sowohl in Hinsicht der Zeitverhältnisse als der Handlungsweise der Betheiligten. In Zürich, Bern, Wallis und Schaffhausen waren die revolutionären Aufstrebungen unterdrückt worden; in Genf eine Umwälzung nur zu Stande gekommen, weil die bewaffnete Macht der Berner und Zürcher der weit größern Kraft Frankreichs das Feld hatte überlassen müssen; und im St. Gallischen gab jetzt Fürst Pankraz mit Wissen und Zustimmung der Schirmorte seinem Volke nach, mußte mithin, ungeachtet seiner diplomatischen Künste, der beharrlich und auf ein bestimmtes Ziel hinwirkenden, wenn schon nicht bedeutenden Kraft des Volkes und seiner Führer weichen.

Es kostete Mühe, den Fürsten, dessen Aeußerungen stets unbestimmt und abwechselnd blieben und der sich nach Rorschach zurückgezogen hatte, zur Heimkehr nach

St. Gallen zu vermögen. Als er und seine Rathgeber fühlten, daß die Berufung auf eine ihm zugethane Bevölkerung grundlos, und eine fürstliche Partei außer dem Städtchen Wyl und dessen nächster Umgebung nur einzeln vorhanden sei, verbargen sie sich hinter das in seiner Mehrheit entschiedene und beharrliche Capitel, hinsichtlich dessen jedoch die Stellung des Fürsten nicht leicht und um so schwieriger war, als man sich des Tones, den er gegen seinen Vorgänger geführt hatte, noch wohl erinnerte. Das Capitel selbst war für die Repräsentanten nicht sichtbar und bezog sich noch überdieß auf ein General-Capitel, d. h. auf eine Zusammenkunft aller auch außer dem Kloster angestellten Conventualen. Mündliche Zusicherungen des Fürsten, die bereits dem Volke bekannt geworden waren, wurden oft wieder anders ausgelegt, und die drohende Bedeutung, die man einer vorübergehenden Zusammenziehung Oesterreichischer Truppen in der Nähe des Bodensee's gab, reizte statt zu erschrecken und mußte widrig auf jeden biedern Eigenossen wirken.

Diese Zögerungen und Schwankungen brachten das Volk in immer größere Gährung. Einige Male kamen Schaaren, die zwei bis dreitausend Mann und noch mehr betragen mochten, in der Stadt und im Hofe des Klosters zusammen, von denen ein großer Theil wegen der Eile, mit der sie sich auf den Weg gemacht, ohne Röcke war. Auf das heftigste äußerte sich die Erbitterung, und ich selbst hörte im Klosterhofe die Worte: „A dem Boom mueß de Pankrazi hange“, ohne daß auch nur Einer

der zahlreichen Zuhörer die Drohung mißbilligt hätte.*) Am 17. Juli wogte wieder eine große Volksmenge durch die Straßen der Stadt und sammelte sich im Klosterhofe. Deputationen fanden sich bei den Repräsentanten ein. Als des Nachmittags der Genuß des Weines sich spürbar zu machen begann, drangen ganze Schaaren in das Kloster und giengen durch Treppen und Gänge, jedoch ohne etwas zu schädigen oder Gewalt zu üben. Dem Fürsten wurde bange und er ließ um Schutz bitten; aber die Volksführer oder Abgeordneten, die bisher sich nie geweigert hatten, den Volkshaufen entgegen zu treten, getrauten sich nicht mehr, dasselbe zu beruhigen. Von dem Secretär der Glarnerischen Gesandtschaft und den vier Weibeln oder, wie sie damals hießen, Standesreutern, in den Mänteln begleitet, wurde ich abgeschickt, um das Volk zur Mäßigung zu ermahnen und sogleich zu berichten, wenn etwas Gewaltsames unternommen werden sollte. Ich wandte mich an einen Vorsteher und forderte ihn auf, ungesetzliche Schritte zu verhüten. Sogleich umgab uns die Menge. Viele wandten sich an mich und beschwerten sich, daß die Repräsentanten nicht kräftiger und thätiger einschritten. Ich mußte antworten. Der Kreis wurde immer dichter; aus den hintern Reihen ertönte der Ruf: „Wir verstehen

*) Damals äußerten ein Präsident Künzli, ein Major Müller von St. Georgen, ein Hauptmann Heer und Andere: „Wir müssen in unserm Lande oder in unsern Gemeinden einen Freihafen eröffnen, geschickte und fähige Leute unter uns aufnehmen, um uns zur Selbständigkeit zu erheben."

ihn nicht! Hebt ihn in die Höhe!" Nach kurzer Berathung mit den mich zunächst Umstehenden beschloß ich, den Haufen so viel wie möglich von der Klosterpforte zu entfernen. Wir arbeiteten uns, so gut es gehen wollte, auf den zunächst an das Kloster grenzenden, der Stadt zugehörenden Platz hinaus, und auf einem Wehrstein an der Kirche zu St. Lorenz stehend, unterstützt von einem kräftigen Appenzeller auf der linken und einem ebenso rüstigen Fürstenländer auf der rechten Seite, hielt ich eine Standrede an die Menge, die wenigstens so viel wirkte, daß sie sich zerstreute. Es war das erste Mal, daß ich mich handelnd in einer so großen, starkbewegten Menschenmasse befand; das Volk und seine Sprache hingegen waren mir von Kindheit her bekannt gewesen, und obgleich ich es hier um mehrere Grade roher fand, als dasjenige der Heimat, so hatte dennoch das empörende Benehmen des Abts und seiner Rathgeber mich mit der Sache des Volkes befreundet, wenn ich es gleich gegen dasselbe nicht merken lassen durfte.

In der Diplomatik verstößt man indeß leicht, denn nun entstand bei mehreren Magistraten der Stadt starke Unzufriedenheit. Sie glaubten, ich hätte durch das Herausziehen des Volkes aus dem Klosterhofe die Neutralität der Stadt, wie ihr Gebiet verletzt; allein die verständige städtische Bevölkerung war auf meiner Seite, weil sie sich überzeugt hatte, daß ein längeres Verbleiben der Menge in den Räumen des Klosters Unfugen zur Folge gehabt hätte, und die nämlichen Volksmassen ja

schon vorher durch die Stadt gezogen waren. Keine Klage erfolgte gegen mich; doch bereitete die Lage der Dinge und die peinliche Bewachung der Neutralität den ängstlichen alten Magistraten von St. Gallen stets neue Verlegenheiten. So hatten sie u. a. es dem Stifte verweigert, Zeugen vorgegangener Thätlichkeiten und einer Beleidigung, die der Hofkanzler von erbitterten Landleuten erfahren hatte, einzuvernehmen, was vielfache Unterhandlungen verursachte. Höchst possierlich war eine andere Scene. Es hatte sich nämlich das Gerücht verbreitet, das Kloster werde an einem Abend oder bei einbrechender Nacht von den Landleuten überfallen werden, und in Folge dessen flüchteten mehrere weltliche Beamte des Klosters und viele Bedienstete desselben ihre Habe in Körben, Zeinen und Säcken zu ihren Bekannten in der Stadt. Dieß erfuhren die Herren Geheimen (der Geheimerath), und um ihre Stadt vor Unglück zu bewahren, beschlossen sie in ihrer Weisheit, diese Gegenstände sollen wieder aus den Häusern entfernt und in das Kloster zurückgebracht werden. Mittlerweile war das Klosterthor vertragsmäßig geschlossen worden und die Gegenstände wurden nun auf den freien Platz zunächst vor demselben zusammengetragen. Auf Leitern stehend, machten die betreffenden Klosterbewohner jammernd über die Mauer ihre Vorstellungen, und als dieselben auf die Stadtbehörde nicht wirkten, brachten einige aus ihnen, die durch das hintere Thor des Klosters hinaus und durch das Stadtthor nach unserm Quartier geeilt, ihre

Klage vor die Repräsentanten. Meyer von Schauensee und ich wurden nun zu den noch versammelten Geheimen hingesandt. Diese waren voll Bedenklichkeiten; allein als muntere junge Leute hielten wir solche Reden an sie, daß sie endlich sich erklärten, die Verfügung den Herrn Repräsentanten überlassen zu wollen. Das Klosterthor durfte demnach gegen Mitternacht geöffnet und die Effecten zurückgetragen werden, und während dieser Verhandlungen lag die Bevölkerung der Landschaft, deren Andringen man im Kloster und auf dem Rathhause befürchtet hatte, längst in ruhigem Schlafe.

Der Fürst schien sich endlich zur Nachgiebigkeit zu entschließen. Abweichend von den großen Förmlichkeiten, die bisher stattgefunden hatten, indem bald die Repräsentanten in vier Wagen in das Kloster abgeholt, bald die Abgeordneten desselben mit Feierlichkeit in unserer Wohnung empfangen wurden, kam Fürst Pankraz einst des Morgens zu Fuß in unser Quartier und blieb den ganzen Tag hindurch bei den Verhandlungen und auch zur Mittagstafel. Dieß war eine so unerhörte Sache, daß, als der Fürst Abends von den Repräsentanten begleitet in das Kloster zurückkehrte, ein großer Theil der Bevölkerung St. Gallens in mehreren zusammenhängenden Reihen hinter einander sich aufgestellt hatte, um das Schauspiel anzusehen. Dieses Entgegenkommen des Fürsten war aber nur Blendwerk; denn zur nämlichen Zeit wurden Kostbarkeiten, Kirchengeräthschaften und die wichtigsten Archivalien des Klosters heimlich über den

Rhein gebracht. Plötzlich erfuhr man, der Fürst habe sich in die Benedictinerabtei Mehrerau bei Bregenz begeben, auch eine Anzahl Conventualen sich entfernt. Später gieng er nach Neuravensburg; allein die Hoffnung auf fremde Unterstützung, mit der er sich geschmeichelt haben soll, blieb erfolglos. Seine in St. Gallen gebliebenen Anhänger im Convente schlossen sich dem milder gesinnten Theile des Capitels an und die Verhandlungen wurden fortgesetzt. Ein Vertrag kam zu Stande, dem der Fürst endlich seine Zustimmung gab, doch ohne zurückzukehren; im Gegentheil reiste er vollends nach Ebringen bei Freiburg.

Die Vertragspunkte bestanden in dem Loskaufe der Leibeigenschaft und einiger anderer Feudalrechte, der Aufhebung verschiedener, in neuerer Zeit eingeführter Abgaben, der Verzichtung des Klosters auf neue Ankäufe, der Ueberlassung einiger Wahlrechte an die Gemeinden, vornämlich aber in der Aufstellung eines von dem Volke gewählten Landrathes von 51 Gliedern. — Noch vor dem Abschlusse veranlaßten wiederholte Zögerungen einen neuen Volkstumult. Schon ward ich in das Kloster gesandt, um dem Volkshaufen eine Proclamation vorzulesen, als ich bemerkte, daß er sich aufzulösen begann. Ich behielt also meinen Auftrag in der Tasche, um nicht ein neues Zusammenströmen zu veranlaßen und am folgenden Morgen konnte man die Auskündigung angeheftet lesen.

Ich führe noch zwei Zwischenspiele an. Ein eifriges

Begehren des Volkes bestand in der Erwerbung eigener Gerichtssiegel. Nur sehr ungern willigte das Kloster ein. Sein größtes Bedenken dabei beruhte auf den Emblemen, und es wollte nur den St. Gallischen Bären in denselben sehen. Dieser reichte dem Volke nicht hin; es verlangte dem Bären noch etwas beizusetzen. Einige Gemeinden wählten unbedenklich die Wappen ihrer ehemaligen adelichen Herren; Goßau den hl. Fridolin, seinen Schutzpatron, der aber auch der Schutzheilige des hochgeschätzten Kanton Glarus war, und die Goßauer verlangten überdieß, der Heilige solle den Bären an einem Bande führen. Dieß war nun dem Kloster zuviel; der Heilige durfte über dem Bären keinen Vorzug haben, sondern beide mußten frei neben einander einherschreiten. — Als an einem erübrigten Tage die Repräsentantschaft einen Ausflug nach Gais machte, und wir an einem schönen Sommermorgen uns Trogen näherten, stellten sich mehrere Appenzeller, nach Landessitte den Daumen in die Armöffnung des Camisols gesteckt, an die Straße. Lächelnd erwiederten diese warmen Theilnehmer an der Sache des St. Gallischen Volkes die Frage der beiden vorausgehenden Repräsentanten: „Ist dieß der rechte Weg nach Gais?“ mit den Worten: „Alles dem Galgen zu, das ist euer Weg!“ Wirklich war die Straße nach dem Hochgerichte hin die richtige; nichts desto weniger sprach sich in der Antwort derbe Appenzeller Laune aus, die den alten Staatsmännern etwas schwer auffiel. Nach diesen Anekdoten mag noch erwähnt werden, daß ich in

der Klosterbibliothek in der Zahl der verbotenen, vergittert vorhandenen Bücher auch Filangieri's Werke fand.

Gerne kehrten wir nach Vollendung des Friedenswerkes, das indeß schon vor dem nächsten Frühling in der Helvetischen Republik sich auflöste, wieder nach Hause. Freude und Jubel erfüllten das St. Gallische Volk und aller Orten erwarteten militärische Ehrenbezeugungen die Repräsentantschaft. Nicht übel fiel die aufgestellte Infanterie in die Augen; aber höchst komisch war der Anblick der Reiterei. Sie trug lederne Koller, die vielleicht schon vor anderthalbhundert Jahren auf denjenigen Bauerngütern, die einen Reiter stellen mußten, waren angeschafft worden. Dieß hatte die Folge, daß hier ein großer Mann sein Koller wie ein Husarenmäntelchen trug, und einem kleinern Reiter das seinige auf dem Sattel ruhte und die Schultern in die Höhe drängte. So oft diese Reiter eine Schwenkung unternahmen, trieb die Bewegung die äußersten einzeln auf den nahen Acker oder auf die Wiese hinaus, von wo sie nur nach einer oder zwei Minuten den Rückweg in Reih und Glied fanden.

Schon zu St. Gallen hatte ich vernommen, meine Berichte hätten einigemal bei den ernst gesinnten und allem Neuen abholden Gliedern des Kleinen und des Großen Rathes unangenehme Empfindungen veranlaßt. Dieß konnte mich nicht bewegen, meine Sprache zu ändern; aber es nöthigte mich hin und wieder die Farben etwas zu mildern. Man ärgerte sich, daß ich da, wo

mich die Repräsentantschaft und mein Prinzipal nicht ungern selbst sprechen ließen, die Verhandlungen nach Kräften vertheidigte, und ich hatte es nur der Zufriedenheit, die man meinen übrigen Verrichtungen schenkte, zu danken, daß ich nicht finsterer angesehen wurde. Aus einem Briefe, den ich am 8. August an meine Gattinn schrieb, hebe ich Folgendes heraus: „Mit dem ganzen Repräsentationspersonal stehe ich sehr gut. — Balthasar ist der Liebenswürdigste, Weber der Seltsamste, Kubli der Merkwürdigste, Meyer von Schauensee der Tiefsinnigste, N. . . . der Pfiffigste. Von unserm lieben Zürcherischen Gesandten, den du kennst, spreche ich nicht. Meyer von Schauensee benimmt sich auf eine Weise, die ich nie erwartet hätte. Wenn ich meine officiellen Schreiben ausfertige, so kommt er, um sie abzuschreiben, ohne daß er das geringste darauf einzuwirken verlangt."

Am Tage nach dem Friedensschlusse von Campo Formio, dessen Folgen das Eidgenössische Staatsgebäude umstürzten, und dadurch die Verhältnisse meiner Familie und die damit verbundenen Prärogative schwer berührten, wurde mir mein erstes Kind geboren. — Man sah am politischen Horizonte die Gewitterwolken sich schwärzen und höher aufthürmen als je vorher; aber man hatte seit fünf Jahren sich so oft bedroht und die Stürme ohne Schaden vorbeigehen gesehen, daß nur Wenige eine gänzliche Staatsveränderung befürchteten. Die Grundeigenthum Besitzenden

und die meisten Leute, die irgend eine Art von Handelschaft trieben, waren reicher geworden, weil die neutrale Schweiz der Stapelplatz des Handels der benachbarten großen Staaten geworden war, und beinahe alle Erzeugnisse der Landwirthschaft auf den nahen Kriegsschauplätzen in hohen Preisen standen. Mancher Bauer hatte so viel Thaler im Hause liegen, als man jetzt daselbst kaum Batzen finden würde. Viele aus den regierenden Kreisen, unter ihnen erfahrene und geschickte Männer, gaben sich ihren Hoffnungen hin, besorgten nichts und rechneten entweder auf ein Aufraffen und Zusammenwirken der Europäischen noch nicht revolutionierten Mächte oder auf eine Gegenrevolution in Frankreich. Wie noch mehrere jüngere Leute, glaubte ich nicht an diese letztern Erscheinungen, und verbarg mir keineswegs, welche Schläge mich treffen würden; aber ich war tief überzeugt, daß das bei uns bestehende Zwangs- und Bevormundungssystem nicht länger bestehen könne und daß unser Volk berechtigt sei, dessen Aufhebung und zugleich politische Rechte zu fordern. Daß bei dem Widerstande der Freunde des Alten, bei der gegenseitigen Aufreizung und der großen Erbitterung der zahlreichen Bestraften und Gekränkten in unserm Kanton der Gegenstoß sehr heftig sein würde, konnte kein Denkender sich verhehlen.

Immer noch arbeitete ich oft auf der Staatskanzlei. Aus meiner Feder gieng die Beglückwünschung des Königs Friedrich Wilhelm von Preußen und die letzte lateinische Zuschrift der alten Eidgenossenschaft an Großbrittannien hervor.

Congreß zu Rastatt.

Am 19. November hatte das Französische Direktorium die Einverleibung der zur Schweiz gehörenden Theile der bischof-baselschen Lande mit der Fränkischen Republik beschlossen, und am 13. December wurden durch den General St. Cyr das Münsterthal und das Erguel besetzt. Berns Begehren, eine Schweizerische Gesandtschaft auf den zu Rastatt eröffneten Friedenscongreß zu senden, wollte Zürich zuerst nicht beistimmen, weil der Friedensschluß zu Campo Formio der Schweiz keinen Zutritt dahin öffnete. Endlich gab es nach, und Bern schickte den Professor Tscharner als Gesandten, beglaubigt von Zürich, Bern, Solothurn und Biel auf den Rastatter Congreß. Ihm war der nachher als Restaurator berühmt gewordene Carl Ludwig von Haller als Secretär beigegeben. Eine eidgenössische Tagsatzung trat nach Weihnacht in Aarau zusammen, um sich über die kritische Lage der Schweiz zu berathen, und sie beschloß, die bisherige Abordnung nach Rastatt zu einer gemeineidgenössischen zu erheben. Der Rathsherr Pestalutz oder Pestalozzi von Zürich wurde zum ersten Gesandten ernannt, und ich demselben als Secretär zugegeben. Wir verreisten am 2. Januar 1798. Zu Aarau wurde mit den einflußreichsten Gliedern der Tagsatzung, vornämlich mit den Gesandten von Zürich Rücksprache genommen, und dann der Weg nach Basel eingeschlagen. In dieser Stadt trafen wir im Gasthofe mit dem Französischen Abgeordneten bei der Eidgenossenschaft, Bürger Mengaud,

so zusammen, daß seine Zimmerthüre der unsrigen gegenüberstand. Als ich ihm unsre Ankunft anzeigte und er mir entgegentrat, waren seine Strümpfe bis auf die Schuhe heruntergefallen, und die untern Schenkel des sehr großen Mannes, der noch kurze Beinkleider trug, standen ganz bloß. Er und seine Secretäre saßen auf hölzernen Stühlen (Sidelen), dem Gesandten und mir stellte man gewöhnliche Stühle hin. Das Merkwürdigste, was er für unsre damaligen Verhältnisse zu uns sprach, waren die Worte: «Le congrès de Rastatt n'est qu'un formulaire.»

Schon hier, wie nachher auf der Reise und später in Rastatt selbst, waren wir von bedrohenden Gerüchten umgeben. Frankreich habe der Schweiz den Krieg angekündigt und Bonaparte sei mit einem Heer in das Waadtland eingerückt, war die Volkssage. — Der Weg bis Rastatt zeigte die Spuren des lebhaften Kriegsschauplatzes nur in geringem Maße. Am meisten zeugten die Straßen davon, und so wie man sich der Gegend von Kehl näherte, wohin die Belagerung des Brückenkopfes das schwere Geschütz geführt hatte, waren sie so abscheulich ausgefahren, daß Jedermann bezeugte, ähnliches nie gesehen zu haben. Unfern von Lahr war der früher gute Hochweg so zu Grunde gerichtet, daß wir in einer halben Stunde bei drei großen Frachtwagen vorüberfuhren, denen die Räder in die Höhe standen. Man getraute sich bloß bei hellem Tage und im Schritt zu fahren. Nur von einzelnen Einwohnern hörte man republikanische Aeußerungen, häufiger hingegen Klagen über Bedrückungen und

Erpressungen des Französischen Militärs. Zu Offenburg, wo General Augereau sein Hauptquartier hatte, standen keine Schildwachen an den Thoren, und man hörte keinen Trommelschlag. In zwei Dörfern wurden uns dagegen von den Wachposten die Pässe abgefordert.

In Rastatt wurden wir von der Bernerischen Abordnung, vornehmlich von dem offenen Tscharner, sehr freundschaftlich empfangen, und wohnten mit derselben zusammen. Das kleine, sonst schwach bevölkerte Städtchen war mit Fremdlingen so angefüllt, daß mit demselben eine gänzliche Umgestaltung vorgieng. Die geringsten und schlechtesten Räume wurden in Wohnzimmer umgeschaffen und mit eisernen Ofen versehen, die in dem äußerst milden Winter zur Erwärmung ausreichten. Die Wände waren eilends tapezirt worden, ebenso die Decken, wo sie ganz schwarz gewesen sein mochten, während die Fußboden, wo oft Gruben und Erhöhungen wechselten, verriethen, daß hier eine Werkstätte, ein Behälter und drgl. gewesen war. Diese Bekleisterungen und das Uebertünchen, das hin und wieder stattgefunden hatte, brachten eine der Gesundheit sehr nachtheilige Feuchtigkeit hervor, die mir einen heftigen Husten veranlaßte, der desto hartnäckiger wurde, weil ich früher schon oft von demselben war heimgesucht worden. Für die gesellschaftliche Unterhaltung der anwesenden diplomatischen Personen waren durch mehrere Häuser sieben Zimmer durchgebrochen. In einem derselben fand man Zeitungsblätter, in andern wurde mit Karten oder auf dem Billard gespielt, noch andere dienten zur

Unterhaltung und zum Genusse von Erfrischungen. Der bloße Eintritt kostete monatlich für eine Person 4 Dukaten, und diese Einrichtung führte den pomphaften Namen „Vauxhall". — Im östlichen Theile des Schlosses wohnten die kaiserliche und die Oesterreichische Gesandtschaft, ganz auf der Westseite die Französische.

Die Aufgabe der Eidgenössischen Gesandtschaft war die Beibehaltung der Verhältnisse der Kantone Bern und Solothurn wie der Stadt Biel zu den neulich von den Franzosen besetzten bischof-baselschen Landestheilen zu fordern und auf die Räumung der letztern zu dringen; auf alles was zu Rastatt in Beziehung auf eidgenössische Verhältnisse zur Sprache kommen könnte, aufmerksam zu achten; gegen jede Beeinträchtigung der Eidgenössischen Neutralität oder derjenigen einzelner Stände kräftig zu wirken; in keinerlei Vorschläge sich einzulassen, sondern davon, sowie von eingezogenen Erkundigungen, dem Vororte zu Handen der Eidgenossenschaft beförderliche Nachricht zu ertheilen.

Von dem kaiserlichen Gesandten, dem Grafen Metternich, und von dem Oesterreichischen Hausgesandten, dem Grafen von Lehrbach, wurde die Gesandtschaft sehr gefällig, ich möchte sagen freundschaftlich aufgenommen. Der erstere, Vater des seit vielen Jahren auf die großen Europäischen Angelegenheiten einwirkenden Fürsten Metternich, der damals als munterer Jüngling den Vater begleitete, zeigte sich als bedächtiger Staatsmann, der aber zu verstehen gab, gegenwärtig sei von andern als von

Reichsangelegenheiten hier wenig die Rede. Sehr offen war der Graf von Lehrbach. Als ich ihm sagte, die Schweizerische Tagsatzung hoffe auf die Unterstützung Oesterreichs, antwortete er: „Erwarten Sie da nicht viel. Wir haben den Krieg geführt, bis unser letzter Kreuzer weg war und unsre Armee nichts mehr taugte. Man hat uns stecken lassen; was sollen wir jetzt!" — Von den Preußischen Gesandten, dem alten Grafen Görz, dem Freiherrn Jakob von Klöst und dem als Schriftsteller bekannten Herrn von Dohm, hörte man mehr als Eine leise Klage über die Lage Europa's. Wie wenig die Oesterreichischen und die Preußischen Gesandten auf diesem wichtigen Schauplatze mit den Begebenheiten des Tages vertraut waren, ergibt sich daraus, daß beide noch am 8 und 9. Januar fragten, ob nicht in den letzten Tagen des Decembers dreitausend Franzosen unbewaffnet in Basel eingerückt seien. Zur Tafel gebeten, hörte man von den Grafen Metternich und Görz eine trauliche Sprache, die aber nicht über diejenige des Beileids hinausgieng. Beinahe alle zum Deutschen Reiche gehörenden Gesandtschaften näherten sich der Schweizerischen, meist ehe diese sich ihnen genähert hatte. Man sah uns als eine diplomatische Seltenheit an und betrachtete uns ungefähr so, wie fühlende Reisende die Bewohner der nächsten Umgebungen des Vesuv's ansehen, wenn aus dessen Krater dichte Rauchwolken aufsteigen. Fragen, Bedauern, gute Wünsche und drgl. wechselten, allein dieß war Alles. Ein großer Theil von ihnen klagte selbst. „Wer vermag etwas

gegen den Koloß?" „Was hat man noch von dem Koloß zu erwarten?" waren Ausdrücke, die man häufig hörte und die zugleich bewiesen, wie hoch man Frankreichs Macht berechnete. Der päpstliche Gesandte, Graf Turreozzi, ein angenehmer Gesellschafter, wurde als unser Seitenstück betrachtet und befand sich in einer der unsrigen gleichen Lage. Tscharner, der, sobald Aerger und Mißmuth ihn nicht überwältigten, launig und scherzhaft war, nannte ihn den „armen Papst". Er wurde durchaus nicht als eine hochstehende Person behandelt, und mir selbst fiel es auf, als ich an der Tafel des Grafen Metternich neben ihn zu sitzen kam. Nicht alle Gesandte waren gleich gelassen. Aus einigen sprachen laut die bittersten Gefühle, so z. B. aus dem Grafen Stadion, dem Würzburgischen Gesandten und Mitgliede der Reichsdeputation. Kam man auf die allgemeinen und auf die Congreßangelegenheiten selbst zu sprechen, so hörte man nicht selten sagen: „Wir sind hier alle wie verkauft!" und man fühlte bald, daß die Worte Mengauds, die er zu Basel über den Congreß ausgesprochen hatte, sehr passend waren. Es dauerte bis in die ersten Tage des Februars, ehe Gesandte, die Glieder der Reichsdeputation waren, den Inhalt der geheimern Verhandlungen von Campo Formio auch nur oberflächlich kannten, und die Preußische Gesandtschaft versicherte noch am 17. Januar, diese geheimen Artikel seien dem Preußischen Cabinete bisher unbekannt geblieben. Noch um die Mitte des Januars bezweifelte Mancher, daß Oesterreich das linke Rheinufer wirklich gegen Frank-

reich aufgegeben habe, und als die Franzosen, nachdem die Reichsdeputation dessen Abtretung verweigert hatte, die Rheinschanze bei Mannheim mit Gewalt nahmen, hofften Viele, dieß werde die Oesterreicher wieder ins Feld rufen und das Reich mit dem Kaiser verbinden. Ein steter Gegenstand der Neugierde war es, ob der General Bonaparte ankommen werde oder nicht, weil man von seiner Ankunft einen schnellen Friedensschluß erwartete, sein Ausbleiben hingegen als die Anzeige vorhandener Verwickelungen betrachtete. Beinahe täglich wechselten die Gerüchte in dieser Hinsicht, und einmal versicherte der Französische Gesandtschaftssecretär Perret, er habe bestimmte Nachricht erhalten, der General werde nächstens, von seiner Gemahlinn begleitet, in Rastatt eintreffen. Der Grund dieser beständigen Widersprüche lag weniger in einer berechneten Täuschung von Seite der Französischen Diplomatik als in den Ränken, die das damalige Französische Directorium hin und her bewegten, wie dieß mit jedem aus gemeinen Intriguanten zusammengesetzten Cabinet geschieht. Bonaparte war schon damals von Ehrgeiz durchdrungen, und was ihm die glänzendste Laufbahn zeigte, war ihm am willkommensten, während die Mehrheit der Directoren den Feldherrn, der sie weit überstrahlte, fürchtete, und jeder derselben nur suchte, sich und seinen Einfluß für den Augenblick zu befestigen. — An der Tafel des ersten Preußischen Gesandten hörte ich einen seiner Secretäre sagen: „Wir können im Frühling noch hier sein“, und die Mehrheit der Anwesenden war der Mei-

nung, so lange könnten die Sachen unmöglich unentschieden bleiben. An die weit längere Dauer des Congresses dachte damals kaum Jemand.

Nur gegen die Französische Gesandtschaft war unser Verhältniß abgemessen und gespannt. Zwar als ich gemeinschaftlich mit Herrn von Haller den ersten Besuch machte, welcher bezweckte, für die Eidgenössische Deputation um eine Audienz anzufragen, empfieng uns der Bürger Treilhard mit Höflichkeit. Er schien den kurzen Vortrag sehr aufmerksam anzuhören, nahm das Empfehlungsschreiben sogleich an, las die Aufschrift bedächtlich, fragte dann, von welcher Behörde das Schreiben ausgefertigt sei, und antwortete zuletzt, sein College sei ausgegangen, und er könne, ohne mit jenem gesprochen zu haben, den Eidgenössischen Abgeordneten keine Stunde bestimmen, bat sich aber unsre Namen mit der Anzeige unsrer Wohnung aus. Mit leiser Stimme und in abgerissenen Sätzen setzte er noch hinzu, die Ernennung des Herrn von Tscharner zum Eidgenössischen Abgeordneten könne der Französischen Gesandtschaft nicht gleichgültig sein; man kenne seine Gesinnungen gegen die Republik. Am späten Abend erhielten die Deputierten ein Billet ohne Unterschrift, folgenden Inhalts: Les Ministres plénipotentiaires de la république française au congrès de Rastatt auront l'honneur de recevoir Messieurs les envoyés des députés des treize cantons et états assemblés à la diette d'Aarau, demain 21 Nivose à sept heures du soir, etc. Eine diplomatische Beglaubigung erhielt das Billet nur durch das Gesandtschafts-

siegel. Ueber das Weglassen der Unterschriften durften indeß die Schweizerischen Abgeordneten sich nicht beschweren, weil die Schweizer selbst, unter sich und gegen das Ausland, damals noch den Briefen keine Unterschrift beifügten, und alle Schreiben des Vororts unterzeichnet waren: „Bürgermeister, Klein und Große Räthe" oder „und Rath des Standes und Vorortes Zürich" oder „Bürgermeister, Schultheiß, Landammann und Räthe u. s. f." Nur das Siegel des Standes Zürich drückte den Schreiben einen diplomatischen Charakter auf. Auch unser gesandtschaftliches Creditiv war mit keiner Namensunterschrift versehen.

Zur bestimmten Zeit fand sich die Deputation im Schlosse ein. Treilhard machte sie in einem Halbkreis ums Kamin her sitzen. Graf Melzi, der cisalpinische Gesandte, nachmalige Vicepräsident der Italienischen Republik, der sich schon im Zimmer befand, setzte sich mit uns, aber der zweite Französische Botschafter, Bonier, gab ihm einen Wink. Der Grand von Spanien entfernte sich sogleich, und man erkannte auch hierin die strenge Disciplin der Mutter-Republik über ihre Töchter. Der Zürcherische Deputierte als Wortführer eröffnete mit Beziehung auf das abgegebene Schreiben, es sei der Wunsch der löbl. Eidgenossenschaft, so zu bleiben, wie sie sich gegenwärtig befinde, mit allen ihren Nachbarn in fortgesetzter, ununterbrochener Harmonie zu leben, und fügte bei, in ihrem Wunsche liege es auch hauptsächlich, daß die Französischen Truppen aus den besetzten, mit der Eidgenossen-

schaft in Verbindung stehenden bischöflich-baselschen Landschaften Erguel und Münsterthal wieder zurückgezogen würden und die Sache zu einer Unterhandlung eingeleitet werden möchte, wodurch sowohl die Ansprüche der interessierten Staaten als besonders der Punkt der Ehrenberechtigungen und Einkünfte des Bischofs von Basel zu allseitiger Zufriedenheit ausgeglichen werden könnte, u. s. f. Treilhard antwortete zunächst mit verbindlichen Aeußerungen über die Zuschrift der Tagsatzung und die in derselben ausgedrückten Gesinnungen, und verband damit einige ähnliche Worte gegen die Deputation selbst. Ueber das Begehren wegen der vormaligen bischof-baselschen Landschaften seien er und sein College nicht ermächtigt einzutreten, weil der Friede von Campo Formio ausdrücklich enthalte, daß der Congreß zu Rastatt nur für die Reichsangelegenheiten bestimmt sei. Wenn mithin dießfalls etwas von Seite der Eidgenossenschaft verlangt werde, so müsse sie sich an die Französische Regierung wenden, u. s. f. Treilhard schloß die Unterredung mit der Bemerkung, wenn die Schweiz sich an das Französische Directorium wende und dieses seinen Botschaftern Aufträge ertheile, werden sie bereit sein, über jeden Punkt auch hier einzutreten. Am Schlusse fragte er den Abgegesandten von Zürich, wie lange er sich schon hier befinde, und den Bernerischen ob er sich nicht auch schon bei den Deutschen Gesandtschaften gemeldet habe, worauf dieser antwortete, er habe viele Bekanntschaften in Deutschland. Treilhard begleitete hierauf die Deputierten bis zu der Thüre

des Vorzimmers; Bonier sprach während der ganzen Zeit nicht Eine Sylbe. Der höfliche Treilhard war früher Advocat gewesen; der starre Bonier d'Arco hatte die Präsidentschaft am Parlament von Toulouse bekleidet und entstammte einer angesehenen Familie. Ich führe diese Notizen ausführlicher an, weil sie in die Zeit der Französischen Republik gehören, und aus diesem Grunde nehme ich auch zwei spätere Unterredungen auf.

Haller hatte seinem Gesandten erklärt, er könne sich mit dem hiesigen Getreibe nicht mehr beschäftigen. Er war anderweitig thätig, schrieb unter seinem Namen einen Aufruf*) an die Einwohner des Waadtlandes, und entwarf Pläne für die Tagsatzung. Tscharner dispensierte ihn und er kehrte vor uns nach Hause zurück. Tscharner sagte mehrere Male: „Hätten ihn die Franzosen, denen er zugethan war, als er im Spätjahre zu Paris eintraf, besser empfangen, er würde jetzt nicht so eifrig sein." Die Folge dieses Zurückziehens war, daß von da an die Verrichtungen des Legationssecretärs mir allein oblagen.

Bald nachher wurde ich wieder mit einem Auftrage an Treilhard abgesandt. Es sah um ihn her aus, wie bei dem Lever eines großen Fürsten; viele Personen waren im Zimmer wartend. Bald wandte sich Treilhard gegen mich, schritt in eine Fensteröffnung und in einer Minute fanden wir uns in ein lebhaftes Gespräch verwickelt. Ueberzeugt, daß jedes Zurückhalten am unrechten Orte

*) Ch. L. Haller aux habitans du Pays de Vaud.

wäre, und durchdrungen von dem Gefühle, es sei Pflicht eines Jeden, auch wenn keine Hoffnung zum Gelingen vorhanden sei, alles zu versuchen, um die Schweiz vor dem Raubzuge eines Französischen Heeres zu bewahren, sprach ich eine offene Sprache, wie sie die Diplomatik nur selten hört. Wir waren auf die Stimmung der verschiedenen Kantone zu sprechen gekommen, und ich sagte, ein Theil derselben werde auch ohne Französische Bajonette die Freiheit zu erringen und zu behaupten wissen; die sämmtlichen ganz demokratischen Gegenden hingegen und ein Theil der übrigen katholischen Bevölkerung, ohne Zweifel auch ein großer Theil des deutschen Landes des Kantons Bern, werde nur durch großes Blutvergießen zur Anerkennung der neuern Grundsätze und zu einer Verfassung, ähnlich derjenigen der Französischen Republik, gebracht werden können. Er hörte mit Aufmerksamkeit zu, bemerkte, die Französische Regierung sei ganz anders berichtet, er wünsche aber, daß das, was ich ihm gesagt habe, derselben auch bekannt gemacht werde (sût mis sous les yeux du gouvernement) u. s. f. Ich erwiederte, durch Niemand könnte dieß besser geschehen, als durch ihn selbst. — Noch auffallender war der letzte Besuch bei der Französischen Großbotschaft. Ich sollte bei Bonier eine Anfrage machen. An einem dunkeln Januarabend kam ich in das Schloß. Nicht ein Licht brannte in den langen Gängen des Französischen Flügels, und kein Thürsteher war zu hören noch zu sehen. Ich pochte am Vorzimmer. Ein bei einem sterbenden Licht halb einge-

schlafener Bedienter raffte sich auf, und führte mich in das Zimmer zu Bonier, der beschäftigt war, einen Abgeordneten der Deutschen Ritterschaft auszuhudeln. Als dieser nach einigen Minuten abgetreten war, näherte sich mir der Botschafter und richtete die Frage an mich: «Qui êtes-vous?» — «Je suis le secrétaire de la députation suisse.» Mit halb aufgehobener Hand und in einem gekünstelten Ton erwiederte er nun: «Dites à ceux qui vous ont envoyé, que la république française ne connait point de députation suisse au congrès de Rastatt!» — «Est-ce que cela est tout ce que vous avez à me dire, citoyen ministre?» war die einfache Gegenrede, die mir in jenem Augenblicke einfiel, und ich sprach sie mit kräftiger Stimme aus. Er stand einige Augenblicke und sprach dann in pathetischem Ton: «Oui!» Ich drehte mich um, verließ das Zimmer und berichtete meinen Vorgesetzten, was ich gehört und gesprochen. Der bedächtliche Pestalutz war nicht geradezu überrascht, aber doch bewegt; der lebhafte Tscharner, mit dem ich sehr gut einverstanden war, sprang auf und sprach mit bitterem Lachen: „Saget mir doch alles, was der verfluchte Kerl gesprochen und wie er sich geberdet hat", und in der nämlichen Minute faßte er den Bericht an seinen geheimen Rath ab, der wahrscheinlich noch im Archive zu Bern liegt. Auch nachher sahen und sprachen wir Treilhard und einige Glieder des Französischen Gesandtschaftssecretariates an öffentlichen Orten. Sie schienen durch ein annäherndes Benehmen den widrigen Eindruck mildern

zu wollen, den die vermuthlich auch zu ihrer Kunde gekommene Antwort Boniers bei jedem Gebildeten hervorrufen muße. Ohne Zweifel hatte eine neue Anweisung aus Paris Bonier zu der lakonischen oder vielmehr böotischen Antwort bewogen. Es war den geübtesten Diplomaten ein Räthsel, ob Bonier in Rastatt seinen eigenen Charakter entwickle, oder ob er nur eine Rolle spiele, die Niemand aus den Französischen, Cisalpinischen und Ligurischen Gesandtschaften mit ihm theilte. Einst machte er, nicht etwa am frühen Morgen, sondern gegen eilf Uhr, dem kaiserlichen Gesandten im weißen, groben Puderrocke, wie man sie zu jener Zeit zum Frisieren trug, einen Besuch. Gegen Jedermann führte er eine bittere oder wirklich beleidigende Sprache, und dennoch bemerkte man in einzelnen Augenblicken, daß dieser scheinbare Grobian ein Mann von Erziehung war. Groß war die Erbitterung gegen ihn bei vielen Leuten, und die Worte des Szekler-Husaren bei der Ermordung der Französischen Gesandten: „Bist du Bonier?" konnten wohl von einer demselben gegebenen Anleitung hergekommen sein. — Unendlich verschieden von ihm war der Cisalpinische Gesandte Melzi, der seiner diplomatischen Gewandtheit nur durch das allzu Gekünstelte und bemerkbar Täuschende seines Benehmens schadete. Einst als ich am späten Abend allein auf meinem Zimmer mit einem Bericht an den Vorort beschäftigt war, kam einer unsrer Bedienten und sagte: „Einer der Franzosen will Sie sprechen." Der Hereintretende war Melzi. Am Tage vorher hatten wir

von Hause die erste unbestimmte Nachricht von dem bewaffneten Versuche erhalten, zu Lugano eine Staatsumwälzung mit dem Zwecke einer Anschließung an Cisalpinien hervorzubringen. Wie es ein gewöhnlicher Herausholer würde gethan haben, sprach der Italiener zuerst von einigen gleichgültigen Dingen; dann ging er auf die Klage über, daß er seit mehrern Tagen ohne irgend eine Nachricht von Hause sei, obgleich früher an keinem Posttage eine solche ausgeblieben, und bat mich, ihm zu sagen, ob Unruhen oder Unsicherheit auf der Poststraße eingetreten, oder wohl gar auf der Cisalpinischen Grenze selbst etwas dergleichen vorgefallen sei. Ohne Zweifel hätten wir immer sichere und schnelle Nachrichten u. s. f. Hatte der Welsche ein Schafsgesicht angenommen, so mußte der Schweizer jetzt wenigstens eine Lammsmiene schneiden. Ich sprach von der Möglichkeit eines Lawinensturzes am Gotthard, und trat in die Vermuthung ein, daß vielleicht in Cisalpinien selbst irgend eine kleine Störung vorgegangen sein möchte. So schieden wir, und er mußte seinen Courier erwarten, um die Neugierde zu befriedigen.

Sein vollständiges Gegenstück war der Graubündnerische Gesandte Vieli, ein Mann, bereits über die mittlern Jahre hinaus, dessen Kleidung und Aeußeres einen Savoyischen Krämer anzukündigen schienen, und der mit seinem Bedienten ein Zimmerchen bewohnte, wo man sich kaum bewegen konnte. Dieser kluge, gewandte, aber nicht gewandt scheinende Mann wußte von den sogenannten

Staatsgeheimnissen und Verhandlungen immer so viel oder mehr als irgend Jemand außer dem Schlosse, wo Oesterreichs und Frankreichs Abgeordnete über die Ausflüsse der politischen Pandora-Büchse schalteten, in Erfahrung bringen mochte. Er pflegte kurzweg zu den ersten Gesandten hinzugehen, ihnen anständig aber entschieden Fragen vorzulegen, an die sie in dieser Form nicht gewöhnt waren, z. B. ob Graubünden eine Besetzung von Frankreich oder Oesterreich zu besorgen habe und drgl., und in der Regel erhielt er mehr Aufschluß als einem wirklichen Hofmanne kaum zu Theil geworden wäre. Er war Arzt, und als solcher kam er auf diesem Boden, der für mehr als Eine angesehene Person ungesund gewesen sein soll, in vertrauliche Berührung mit wichtigen Männern. Seine Erscheinung ist ein neuer Beweis, daß bloße Kniffe und Verschlagenheit nicht alles ausmachen, wie Viele glauben, sondern daß auch in diesem Kriege eine ungewohnte Art des Angriffes mit Bedächtlichkeit und Beharrlichkeit weit führen könne, und daß einem ältern Manne, wenn er nicht steif und des Bodens unkundig ist, seine Jahre einen gewissen Halt geben, auch ihn Manches thun lassen, was einem jüngern nicht so leicht hingehen könnte. Die Achtung, welche Vieli, ungeachtet der Aermlichkeit seines Auftretens, welche aber den Verhältnissen Bündens angemessen war, genoß, beweist, wie thöricht die Behauptung ist, kleine Republiken sollten es im Aeußern großen Staaten gleich thun. Bettelhaftigkeit soll man vermeiden, keineswegs

aber Einfachheit. Die große Amerikanische Republik ist sehr einfach gegen das Ausland und noch mehr im Innern.

Als die Nachricht eintraf, zu Basel sei eine Staatsumwälzung erfolgt und die Franzosen seien in das Waadtland eingerückt, erschrak beinahe die ganze Diplomatik. Man behandelte uns als Leute, denen ein großes Unglück bevorstehe, bezeugte uns ein aufrichtiges Beileid, aber ohne irgend eine Zusicherung damit zu verbinden. Viele benahmen sich gerade so, als ob für sie selbst ein Weltgericht bevorstünde; Andere wurden offener als sie es vorher je mochten gewesen sein. Hin und wieder hörte man sagen, es werde wohl alles Bisherige einstürzen außer Rußland, wenn diese Macht nicht selbst gegen Frankreich auftrete. — Während wir nun posttäglich um unsere Rückberufung ansuchten und die Nutzlosigkeit unsres kostspieligen Aufenthaltes darstellten, hielten Andere uns noch für Leute von Bedeutung. So schrieb die Reichsstadt Rottweil, die schon lange aufgehört hatte, ein Glied der Eidgenossenschaft zu sein, an die Eidgenössische Deputation, sie möchte sich auf dem Friedenscongresse für sie verwenden.

Ein Zwischenakt während unsres Verbleibens in Rastatt war ein Besuch bei dem Markgrafen Friedrich zu Karlsruhe, der Jedermann, und nachher selbst Napoleon, Achtung einflößte und diesem allgemein verbreiteten Gefühle die ausgezeichnete Vergrößerung seines Hauses und, was noch merkwürdiger ist, wenn man die

Vorurtheile der Cabinette bedenkt, die Anerkennung seiner nicht ebenbürtigen Söhne als regierender Fürsten verdankte. Hier war ich Ohrenzeuge eines drolligen Ereignisses, welches beweist, daß auch die Hofleute nicht alles merken und nicht immer gut verabreden. Der nachmalige König Maximilian von Bayern, damals seines Herzogthums Zweibrücken beraubt, lebte mit seiner Gattinn, der Tochter des Markgrafen, bei dem Schwiegervater. Schon hatte die Regierung von Bern ihn ersucht, eine Schuld von 940,000, ich glaube Bern-Pfund entweder zu bezahlen oder neue Sicherheit dafür zu geben, und Herr von Tscharner war beauftragt, ihn mündlich an diesen unangenehmen Punkt zu erinnern. Nichts konnte dem Herzog, dessen Kasse seine schwächste Seite war, und die gerade damals ganz erschöpft sein mußte, ungelegener sein als eine solche Mahnung. — „Ich hoffe, wir werden die Ehre haben, Seine Durchlaucht, den Herzog von Zweibrücken bei der Tafel zu sehen", sagte Tscharner während unseres kurzen Aufenthaltes im Vorzimmer, wo vier oder fünf Hofbeamte um uns her standen, zu einem derselben. „O ja", antworteten sogleich zwei oder drei Stimmen, als eine andere ganz bedächtlich einfiel: „Seine Durchlaucht und die Frau Herzogin medicinieren heute und werden nicht zur Tafel kommen." „Nicht doch", erwiederte einer der ersten, „ich habe sie heute Morgen ausreiten sehen." Dieß wurde nun behauptet und widersprochen, bis die Unvorbereiteten endlich merkten, daß sie den Herzog zu

Hause lassen mußten, und nun selbst glaubten, sie hätten sich in den Personen getäuscht. — Sehr achtungswerth zeigte sich der Markgraf im Schooße seiner zahlreichen Familie, unter welcher die vierte Prinzessinn sich vorzüglich auszeichnete. Die morganatisch angetraute Frau von Geyer, Gräfin Hochberg, hatte an der Tafel den Rang nach der verwittweten Erbprinzessinn, wie es die Hofsitte erforderte. Als wilder, nicht gut gezogener Knabe benahm sich der Enkel, nachheriger Großherzog Karl von Baden, schon im Vorzimmer, wo er an einem der Hofherren heranklettern wollte. Nur an der Tafel hielt die Gegenwart und der Blick des Großvaters ihn in Schranken.

Staatsumwälzung.

Als wir am 17. Februar 1798 in Zürich eintrafen, fand sich daselbst Vieles verwirklicht, das unglaublich geschienen hatte. Amnestie, gleiche Rechte, eine neue Verfassung waren dem Volke zugesichert worden, aber noch behielt die Regierung, so weit ihr Einfluß reichte, die Zügel in ihren Händen. Man war entschlossen, die wenigen verfügbaren militärischen Kräfte, die man den Bernern hatte zu Hülfe senden können, mit diesen gegen die Franzosen kämpfen zu lassen. Der größte Theil der Magistrate war noch ganz in den alten Ideen befangen. Man schien zu hoffen, der Eintritt einer gewissen Anzahl

Männer vom Lande in den Kleinen und Großen Rath werde die Landleute am meisten befriedigen, und glaubte so einen überwiegenden Einfluß behaupten zu können. Von dieser Täuschung war ich frei; ich sah eine gänzliche Umwälzung schnell hereinbrechen, und fühlte ganz, daß die Reihe jetzt einmal an dem Volke sei, dessen natürliche, obgleich damals weit weniger als jetzt ausgebildete Anlagen mir schon seit Jahren bekannt waren. Aber ich konnte nicht ohne Besorgnisse sein, weil ich begriff, daß der Uebergang in eine Demokratie, und diese letztere selbst, manche Zuckung besorgen lasse; noch weniger konnte ich mich freuen, weil ich von der Französischen Einwirkung, nach alle dem was ich gesehen und gehört hatte, nur Schlimmes erwartete. Hohn, Aussaugung oder Plünderung, und, wenn das Kriegstheater zu uns kommen sollte, ein blutiger Bürgerkrieg, waren die einzigen Wahrscheinlichkeiten, die sich jedem Unbefangenen darstellten. Weil ich von einem großen Schauplatze herkam, hörten Einzelne auf mich, und ich benutzte dieß, um Mäßigung, Anschließung an unser Volk und Aussöhnung mit demselben zu empfehlen; aber man wußte, daß der Oesterreichische Generalmajor Hotze, von Richtersweil am Zürchersee gebürtig, ein braver Haudegen, einberufen war, und Viele versprachen sich Wunder von seiner Erscheinung. Bald ernteten die Friedensprediger den Vorwurf der Furchtsamkeit ein.

Als dienstpflichtiger Offizier konnte ich mich dem langweiligen Dienste in einem Standquartier nicht ent-

ziehen. Dasselbe befand sich in Regensdorf, von wo ich, des Nichtsthuns überdrüssig, am 2. März die Höhe der Lägern bestieg. Dieser Spaziergang verschaffte mir den Anlaß, den Kanonendonner zu hören, der mit dem Angriff der Franzosen auf Solothurn verbunden war, über dessen Bedeutung wir indeß erst zwei Tage später Kunde erhielten. Ganz schneefrei war damals die Höhe bei der Hochwacht auf der Lägern, während die Solothurner auf dem Weißenstein in tiefem Schnee gestanden haben sollen

Die seltsamste Spannung herrschte in jener Gegend unseres Kantons. Die Regensdorfer und Dälliker waren Demokraten, die Buchser und Otelfinger Aristokraten und ebenso meine Herrschaftsleute in Weiningen, indeß Höngg ganz entschieden für das Neue sich erklärt hatte. Mehrere dieser Gemeinden, die noch vor kurzer Zeit nicht entfernt an Feindseligkeiten gedacht hatten, stellten Wachen gegen einander aus. Ich benutzte einen freien halben Tag, um nach Weiningen hinüber zu gehen und die Vorsteher zusammenzuberufen, denen ich dringend empfahl, ruhig die Entwickelung der Dinge zu erwarten und sich nicht unter einander zu entzweien. Ich besinne mich noch, daß ich ihnen sagte, meine Familie habe ungefähr so viele Jahre daselbst regiert als Tage im Jahre seien, wir alle werden nun aber eine neue Zeitrechnung beginnen müssen. — Als nachher jede Herrschaft von der Landesversammlung aufgefordert wurde, sich einen Präsidenten zu erwählen, ernannten die Herrschaftsge-

nossen mich einmüthig zu dem ihrigen, was mir aber keine besondern Bemühungen verursachte.

Die Nachricht von der Uebergabe Berns und von der Auflösung der Eidgenössischen Streitkräfte verursachte in den bewegtern Theilen des Kantons Zürich eine furchtbare Gährung. Am 10. März strömte zu Küßnach eine große Volksmenge zusammen, und zwischen ihr und den Abgeordneten der provisorisch neben der Landescommission fortgesetzten Regierung kam eine Uebereinkunft zu Stande, in deren Folge die letztere durch Beschlüsse vom 12. und 13. März sich auflöste. Bei der neuen Organisation wurde ich von der Stadt Zürich zum Mitgliede der Kantonsversammlung und später zu einem solchen des großen Wahlkorps ernannt, welches die vermöge der Helvetischen Verfassung dem Kanton Zürich obliegenden Wahlen vorzunehmen hatte. — Die Helvetische Cocarde steckte ich, weil ich sie als ein nichts bewährendes Zeichen ansah, nicht auf, bis man Gefahr lief, sich den Hut vom Kopfe geschlagen zu sehen; in der Folge war ich einer der letzten, der sie wieder ablegte.

Während der frühern Verfassung war ich voll von Planen für meine politische Laufbahn gewesen, und die Worte des geistreichen Bürgermeisters Heidegger: „Es ist kein gutes Zeichen, wenn ein junger Mann in etwas günstiger Lage nicht bisweilen denkt, er könnte oder sollte Bürgermeister werden!“ waren an mir nicht ganz verloren gegangen; aber nach der gänzlichen Umgestaltung der Verhältnisse setzte ich mir fest vor, ein freier, unab-

hängiger Mann zu sein und mich zu keiner von der Wahl der Mitbürger abhängenden politischen Stelle unmittelbar oder mittelbar zu empfehlen. Streng habe ich dieß bis in mein Greisenalter beobachtet, keineswegs aber um deßwillen Stellen ausgeschlagen, die mir ungesucht übertragen wurden und mir entsprachen. — Von der neuen Ordnung der Dinge unter Französischer Vormundschaft versprach ich mir so wenig, daß ich bereits daran dachte, mich um die erledigte Stelle eines Professors der Geschichte und Geographie an der Kunstschule zu bewerben, als mir von dem Präsidenten und einigen Mitgliedern der neu gewählten Verwaltungskammer die Aufforderung zukam, eine Stelle in ihrer Kanzlei anzunehmen. Liebe und Achtung für den erstern, den gewesenen Statthalter Wyß, und die Neigung zu Kanzleigeschäften bewogen mich, dem Rufe zu entsprechen, und am 19. April trat ich das Secretariat an, welche Stelle vermöge der neuen Organisationen, mit denen sich die Menge der laufenden Geschäfte vereinigte, eine ununterbrochene Thätigkeit erforderte.

Franzosen und Oesterreicher.

Noch hofften in der Stadt Manche und auf der Landschaft sehr Viele, die Franzosen werden, nachdem Zürich die Helvetische Verfassung angenommen, den Kanton Zürich nicht betreten; groß war daher die Aufregung, als am 25. April die Nachricht von dem baldigen Einrücken der

Französischen Truppen eintraf. In der Stadt herrschte eine solche Auflösung, daß noch keine Stadtbehörde neben dem Wahlkorps vorhanden war. Noch während der Nacht traten zwei bis drei jüngere Männer im Verwaltungsbüreau zusammen, um ein Verzeichniß tüchtiger Männer für eine Municipalität zu entwerfen, welche dann am folgenden Tage beinahe ohne Ausnahme gewählt wurden. Reinhard, der nachher in Zürichs Annalen höher als wenige Andere zu stehen kam, war der Zweite auf dieser Liste. Der schnelle Anmarsch der Franzosen war durch das Vordringen des Volkes der kleinen Kantone gegen Luzern, die Freiämter und den Zürchersee verursacht worden; es ist indeß nicht zu bezweifeln, daß sie auch ohnedieß Vorwände gefunden haben würden, einige Wochen oder Monate später das Nämliche zu thun. In jenem Augenblicke war das Eintreffen der Französischen Truppen ein Glück für Zürich. Wären die Schwyzer, Glarner u. s. f. an den Seeufern vorgedrungen, so würden die Unzufriedenen sich mit ihnen verbunden haben. Ein Bürgerkrieg wäre im Kanton erfolgt, und die Festungswerke würden der Stadt höchst wahrscheinlich eine harte Behandlung von Seite der Franzosen zugezogen haben. Bei dem beständigen Umgange, den die Verwaltungskammer mit den Französischen Adjutanten und Commissären hatte, erfuhr man schon nach wenigen Tagen, sie seien von Allem unterrichtet gewesen, und würden im Falle eines Widerstandes, weil die Sihl und der See wenig Wasser hatten,

die Stadt zwischen der Werdmühle und dem Schützenhause überrumpelt haben, während bei der Niederdorf- und der Sihlporte falsche Angriffe wären gemacht worden.

Viele Tage hindurch dauerten mit Unterbrechungen in der St. Peterskirche die Wahlen in die Helvetischen wie in die Kantonsbehörden, und am Ende derselben wurde ich in die Zahl der Districtsrichter des Districtes Zürich, eines der fünfzehn, in welche der Kanton war eingetheilt worden, gewählt Das ungesuchte Zutrauen, auch die größere Unabhängigkeit des Berufes, bewogen mich, diese Stellung der bisherigen vorzuziehen. Sehr bald traten von allen Seiten die unangenehmen Verhältnisse hervor, in denen die neue Republik und ihre Behörden sich befanden. Die starken Französischen Einquartierungen, die vielen Requisitionen, welche durch die Bedürfnisse der schlecht oder gar nicht bezahlten Soldaten verursacht und durch die Eigenmächtigkeit der Commissarien oft sehr drückend wurden, stimmten die Freude eines großen Theiles des Volkes über die gewonnene Freiheit bedeutend herunter. Die einstweilige Einstellung der Zehnten- und Grundzinsleistungen gab zwar Vielen wieder einige Beruhigung; aber gerade diese Antastung eines Gegenstandes, den manche Andere als eine fast geheiligte Sache, als die Bedingung der Aufrechthaltung der Kirchen-, der Unterrichts- und der Unterstützungsanstalten betrachteten, erhöhte bei ihnen jenen Mißmuth. Die

harte Contribution,*) welche die Franzosen von den Gliedern der ehemaligen Regierung forderten, verbunden mit dem Verlust aller bisherigen Anstellungen und mit den den Städtern bisher unbekannten Auflagen kam noch hinzu, und durch das rohe Benehmen und die noch rohere Sprache vieler Glieder der Helvetischen Behörden, durch die schrecklichen Ereignisse, welche der Widerstand der Nidwaldner gegen die geforderte Eidesleistung zur Folge hatte, durch das Schutz- und Trutzbündniß mit Frankreich und manches Andere wurde die Mißstimmung erhöht. So begann es eine schwere Aufgabe zu werden, in Zürich Helvetischer Beamter zu sein. Beinahe jeder Beschluß, jedes neue Gesetz oder richterliche Urtheil wurde einer strengen Rüge unterworfen.

Bei der Annäherung des Frühlings von 1799 war der nahe Ausbruch eines neuen Krieges zwischen Frankreich und Oesterreich nicht mehr zweifelhaft. Die Gegner der neuen Ordnung der Dinge hegten große Erwartungen von einem solchen und setzten ihre Hoffnung vornämlich auf den Erzherzog Karl, als Anführer des Oesterreichischen Heeres. Das Bündniß der Helvetischen Republik mit Frankreich erfüllte die Freunde Oesterreichs um so mehr mit Bitterkeit, weil sie sagen konnten, es gebe Oesterreich das Recht, uns feindlich zu behandeln; und noch mehr reizten die Aufforderungen an die dienstpflichtigen

*) Sie war so willkürlich und kränkend, daß ich aus wehmüthigem Mitgefühl einen anonymen Beitrag leistete.

jungen Leute, sich zur Vertheidigung des Vaterlandes bereit zu halten. Die sogeheißenen „Achtzehntausende" oder die sechs Halbbrigaden, die Frankreich in seine Dienste genommen hatte, die aber höchst unvollständig blieben, nannte man scherzweise „die achtzehn Dutzende". Allmälig wanderten Viele aus, und von Manchen vernahm man, sie haben sich unter die Fahnen der in Englischen Sold getretenen Regimenter Roverea und Bachmann eingereiht. Der milde Frühling, der mich am Morgen des 23. März den Gipfel des Uetlibergs schneelos finden ließ, erleichterte die Eröffnung der Feindseligkeiten. Deutlich bemerkte man, daß die Oesterreichischen Streitkräfte durch die reichen Englischen Subsidien, von denen absichtlich laut gesprochen wurde, in den Nachbargegenden überlegen seien. Der mächtige Eindruck, den der Einmarsch der Oesterreicher in Graubünden gemacht hatte, minderte sich auf kurze Zeit, als beinahe viertausend Oesterreichische Kriegsgefangene durch Zürich geführt wurden, welche die Franzosen vermittelst eines eben so wohl berechneten als kühnen Einfalls durch den obern Bund in ihre Hände bekommen hatten. Während nämlich der Oesterreichische General Offenberg zu Chur sorgfältig auf den Karten maß und rechnete, standen die Franzosen rings um ihn her; eine neue Lehre für die vielen unermüdet schreibenden Generalbureaux. Durch Schwaben und vom Bodensee her drang indeß die Oesterreichische Armee siegreich vorwärts. Mit ausgezeichneter Tapferkeit widerstanden ihr an der Seite der Franzosen in dem

Gefechte bei Frauenfeld die regulierten Soldaten der Helvetischen Regierung (die Helvetische Legion) und eine kleine Zahl Zürcherischer Milizen, insbesondere die Scharfschützen. Weit weniger zeichneten sich die Schweizer auf dem Kriegsschauplatze zwischen Schaffhausen und der Winterthurersteig aus.

In Zürich war die Erbitterung gegen die Franzosen und die Hoffnung auf den nahen Einmarsch der Oesterreicher gleich lebhaft geworden. Als man am Abend des 2. Juni von der neuen Promenade die Oesterreicher, die über Wytikon vordrangen, deutlich entdecken konnte, schien bei Vielen ein neues Leben aufzuwachen, indeß bei Andern die Ungewißheit der bevorstehenden Krisis ernstes Nachdenken erregte. Aus unserer Wohnung auf der Schanze der großen Stadt konnten wir am 3. und 4. den Gefechten in Hottingen, Hirslanden und Riesbach zusehen. Eine ungefähr vierzig Schritte vor dem Hause aufgeführte Zwölfpfünder-Kanone und ein in beinahe gleicher Entfernung auf dem höhern Walle angebrachter Vierundzwanzigpfünder wurden mehrere Male gegen vorrückende Oesterreichische Truppentheile abgefeuert, und bei jedem dieser Schüsse hatte man die Empfindung, als würde man mit dem Fußboden merklich in die Höhe gehoben. Wo Kanonen abgefeuert werden, ist jeden Augenblick eine Erwiederung zu befürchten; allein wir blieben unangefochten, indeß Haubitzgranaten in die Mitte der Stadt, z. B. in die mittlere Kirchgasse flogen. Auf den Morgen des 6. Juni erwartete man einen allgemei-

nen Angriff, und die nur schwach besetzten Schanzen hätten Zürich das Loos einer mit Sturm gewonnenen Stadt bereiten können. Gleich nach Mitternacht war ich auf den Füßen, und ehe noch die Dämmerung begann, hörte ich von der Schanze her ein leises Geklingel, das mir sehr wohl in die Ohren tönte. „Was ist nun das wieder?“ fragte mich ängstlich meine Mutter. Ich antwortete: „Man vernagelt die Kanonen, und wir sind wahrscheinlich für dießmal vor Kriegsgefahren geborgen!“ Die Franzosen zogen, wie man erwartet hatte, am gleichen Tage ab, und in der besten Ordnung rückte die Oesterreichische Kriegsmacht ein. Ausgezeichnet war die Schonung und die Vorsorge, die der Erzherzog Karl aller Orten beobachtete und beobachten ließ; allein dieß konnte nicht hindern, daß nicht hin und wieder einzelne Gewaltthätigkeiten vorfielen, über welche man eben so wenig sich befremden oder declamieren durfte, als wenn ein Gewitter oder ein Wolkenbruch Schädigungen veranlaßen. In großem Contrast mit dem edlen Benehmen des Erzherzogs stand das selbstsüchtige Gebahren der Englischen Agenten, die gebieten wollten und auf das Oesterreichische Kriegsglück eifersüchtig waren. Ein sehr achtbarer höherer Offizier erzählte mir, General Hotze habe einst im Nebenzimmer des Generalquartiers, so daß die Engländer es leicht hören und verstehen konnten, im Unmuthe laut ausgesprochen: „Wir und die Franzosen sollten uns vereinigen und die Engländer aus dem Lande jagen!“ — Hin und wieder geschah es auch, daß Leute, die gegen

das Neue erbittert waren, die phlegmatischen Oesterreicher aufreizten. So wurden z. B., als eine Abtheilung derselben sich dem Dorfe Töß näherte, die Offiziere aufgefordert, einen dortigen Einwohner, Namens Bretscher, Mitglied der Verwaltungskammer, sogleich als einen gefährlichen Mann aufheben zu lassen. Einige Reiter erhielten den Auftrag; allein die Verschiedenheit der Mundarten verursachte ein sonderbares Quiproquo. Bretscher hatte bereits das Weite gesucht. Die Reiter frugen nach dem Prediger, ritten vor das Pfarrhaus, machten den alten Pfarrer heruntersteigen, setzten ihn auf ein Pferd und trabten mit dem unerfahrenen Cavalleristen in ein rückwärtsliegendes Standquartier, wo erst nach mehrern Stunden sich das Räthsel löste.

Auf den höchsten Grad stieg in Zürich der Enthusiasmus und man hoffte, nicht nur von den Französischen Bedrückungen, sondern auch von dem verhaßten Patrioten-Regimente erlöst zu sein. Während der Französischen Besitznahme hatte Zürich wie erstorben ausgesehen. Man quartierte die Franzosen ein und speiste sie ordentlich, aber von gesellschaftlichem Umgange fanden sich nur leichte Spuren. Den Oesterreichern dagegen, als Befreiern, kam die junge und schöne Welt frohlockend entgegen. Bälle, Concerte und Lustbarkeiten fanden häufig statt. — Ich konnte diese Gefühle nicht theilen. Die Französische Occupation hatte ich als eine Art von Landplage angesehen, und nur in der Hoffnung einer bessern Gestaltung der vaterländischen Verhältnisse gelebt. An eine Herstellung

besserer Ordnung durch deutsche Heere mochte ich nicht denken, theils weil ich kein Heil vom Auslande erwartete, theils weil ich zu deutlich einsah, daß das nunmehrige Verfahren eine heftige Gegenwirkung herbeiführen müsse. Wenige Tage nach dem Einmarsche der Oesterreicher spazierte ich mit einem Freunde im Schützenplatz, als die Oesterreichische Feldmusik vor zahlreichen Anwesenden froh ertönte und viele Frauenzimmer mit den Offizieren spazierten oder im Pavillon mit ihnen tanzten. „Wie wird dieß enden und wie lange wird es dauern?" fragte ich. „Noch vor dem Herbste werden wir die Franzosen wieder bei uns sehen," war die Antwort des ruhig überlegenden Mannes.

Schon in den ersten Tagen nach dem Einmarsche der Oesterreicher gab das Kriegsgeschick einen Wink, den aber nur Wenige begriffen. Bereits hatten die Franzosen sich angeschickt, hinter die Reuß zurückzugehen, als die Oesterreicher eine Recognoscierung über den Albisriederberg gegen Uitikon machten. Die Weise, in der dieselbe ausgeführt wurde, fiel den Befehlshabern der wenigen, noch in der Nähe stehenden Französischen Bataillone so in die Augen, daß sie unerwartet den Vorrückenden entgegentraten und sie zersprengt wieder über den Berg herunterwarfen. Jetzt hatten die Franzosen ihre Kraft aufs Neue kennen gelernt; mehrere Bataillone kehrten von der Reuß zurück, und eine Stellung über Albisrieden am Berge war auf dieser Seite die Grenzlinie, die den Österreichischen Waffen entgegengesetzt blieb. Merkwürdig war die Sicher-

heit, in welcher viele Tausende in Zürich lebten, — indeß ein besonnener Oesterreichischer Offizier zu seinem Quartierträger, einem meiner Freunde, sagte, er würde keine Nacht ruhig schlafen, wenn er ein Bewohner Zürichs wäre. So weit dachten freilich nicht alle seine Waffenbrüder. Als ich einst an einem schönen Sommerabend auf dem Horn bei Zürich spazierte, kam ein Oesterreichischer Stabsoffizier nahe an mich hingeritten. „Hörens", sprach er, „wo stehen wir gegenwärtig dort oben?" Ich wies ihm die Linie, so weit man sie sehen konnte. Er sprach ganz traulich, und ich sagte endlich zu ihm, man habe geglaubt, ihre Operationen würden nach dem ersten Vorgange rascher sein. „Unsere Plane sind noch nicht gereift; werden schon reifen!" war die Antwort. — Mehrere Male waren lebhafte Gefechte im Sihlfeld. Während eines solchen, wo man die Kanonenkugeln in Unterstraß vernehmlich pfeifen hörte, machten einige Frauenzimmer, die ich begleitete, einen Ausflug nach Rümlang, ohne sich abhalten lassen zu wollen. — Höchst erbittert waren die Franzosen, welche die Beleuchtungen der Stadt nach glücklichen Ereignissen für Oesterreichs Waffen leicht sehen und ebenso bisweilen des Abends das Spiel der Feldmusik zum Tanze beim Pavillon im Schützenplatz hören konnten. Es wurde nachher versichert, einige heftige Kriegsgefährten hätten den Französischen Commandanten einst bewegen wollen, während einer solchen Lustbarkeit einige Kanonenkugeln nach dieser Stätte ihres Aergers hinschicken zu dürfen; allein er hatte so viel militärisches

Ehrgefühl, die Bitte zu versagen. — Ein merkwürdiges Beispiel von der Wirkung des Geschützes erfuhr ich an mir selbst. Nach einer für die Franzosen günstigen Waffenthat ließen sie auf der Höhe des Uetliberges, wo der Vorsprung gegen die Stadt gekehrt ist, mehrere Male ein Feldstück abbrennen. Die Luft war helle und windstill. Ich trat in unserer Wohnung auf der Schanze an's Fenster und fühlte ganz deutlich bei den folgenden Schüssen, die ohne Zweifel gegen das hochstehende Haus gerichtet waren, einen leichten Luftstoß im Gesicht und in den Haaren.

In's Weite verirrte sich mittlerweile im Kanton Zürich der Parteigeist in seiner Verblendung, indem er auf jeder Seite fest glaubte, was er hoffte und wünschte. Als die Oesterreicher schon seit ein paar Wochen in Zürich durch die Russen abgelöst waren, hörte ich in einer Landgemeinde von vielen Leuten sagen, der größte Theil der Russen bestehe nur aus verkleideten Condeern (Französischen Emigranten), und am nämlichen Abend erzählten sich einige Personen in Zürich, das daselbst stehende Russische Armeekorps werde bedeutend verstärkt werden, denn die Vorposten Suwarows stehen schon nahe am Aeugsterthal. (Man hatte von Val d'Aosta sprechen gehört und dasselbe mit dem Aeugsterthale im Kanton Zürich verwechselt.) Das Mißgeschick der Oesterreicher in den Kantonen Schwyz und Glarus am 15. August und auch späterhin machte auf die große Mehrzahl der Aristokraten, welche auf das kriegerische Aussehen der Russen vertrauten, keinen Eindruck; indeß die auf die Erfolge der Französischen Waffen gegründeten

Hoffnungen der Patrioten sich immer höher spannten. Als am 25. September früh die Franzosen bei Dietikon über die Limmat gedrungen waren, und die Russen bereits gegen Höngg hinaufgedrängt hatten, achtete der größte Theil der Einwohner Zürichs auf das Gefecht am Fuße des Albis, woselbst die Franzosen einen Scheinangriff gemacht, sich aber bald zurückgezogen und dadurch einen nicht unbedeutenden Theil der Russischen Streitkräfte zu ihrer Verfolgung verleitet hatten. Als am Abend die Franzosen bereits in Unter- und Oberstraß standen, veranlaßte mich die Neugierde, von dem Walle, der die Brücke bei der Kronenporte flankierte, dem weit verbreiteten Gefechte zuzusehen. Ich traf zufällig mit dem Schultheißen Reinhard, einem gewesenen Holländischen Offizier, und mit einem Manne zusammen, der im siebenjährigen Kriege in der Französischen Reiterei gedient hatte. Zunächst vor uns war tiefe Stille, als plötzlich schnell auf einander in den Umgebungen der so geheißenen Tanne sieben bis acht Schüsse fielen, und die Kugeln neben uns und über unsern Köpfen wegpfiffen. Eine davon schlug noch etwa 300 Fuß weiter zurück durch ein offen stehendes Fenster in eine Zimmerthüre unserer Wohnung, und drückte sich mit der vollen Hälfte in dieselbe ein. Wir waren belehrt und räumten unsern Standpunkt. Eine Messung und Untersuchung zeigte, daß es Schüsse aus einfachen Soldatenflinten waren, welche auf die Entfernung von 800 Fuß so gewirkt hatten. Man schlug sich am folgenden Tage an vielen Orten in der Stadt wie in den Vorstädten, so auch unter unsern Fenstern.

Die Russen vertheidigten sich mit großer Beharrlichkeit, waren aber auf die elendeste Weise angeführt. Der Befehlshaber, General Korsakow, der vier Wochen lang in dem Hause zur Krone gewohnt hatte, fragte, kaum eine Stunde ehe die Franzosen sich der Stadt näherten, auf dem Platze vor seiner Wohnung einige Bürger, welches der Weg nach Winterthur sei, und mehrere Einwohner von Wipkingen versicherten mich, Russische Offiziere, die man auf den Wipkingerberg habe führen wollen, hätten geantwortet, es gebe dort nichts für sie zu thun. Ein schönes Reiterregiment war während des hitzigsten Gefechtes im Sihlfeld, wo es die besten Dienste hätte leisten können, mehrere Stunden lang unterhalb Stadelhofen auf der damals von Wasser umflossenen langen Schanze, Front gegen den See, aufgestellt. Mehrere hundert Russen, die in den Weinreben und Alleen der Escher'schen, jetzt Stocker'schen Besitzung im Berg aufmarschiert waren, sah ich, als sie von unten her gedrängt wurden, über die Mauer in die Straße hinunterspringen und da rathlos umherirren, bis sie von den über den Hirschengraben anrückenden Franzosen gefangen genommen wurden. Massena, der während seines ersten Aufenthaltes in Zürich zwar keine Beleidigung, aber auch keine Freundlichkeiten erfahren hatte, ritt in der Stadt umher, um Gewaltthätigkeiten zu verhüten. Ich selbst sah ihn in die enge Schoffelgasse hinunterreiten und zwei Soldaten, die in ein Haus eindringen wollten, mit gezogenem Säbel wegtreiben.

Municipalität.

Schnell veränderte sich nun wieder die politische Gestaltung der von den Alliirten besetzt gewesenen Kantone. Mehrere Männer, die sehr lebhaften Antheil an dem Waffenglück der vereinigten Mächte genommen hatten, entfernten sich. Die aufgestellte Interimsregierung, beinahe ganz aus Zürchern bestehend, die auch für Aufstellung von Truppen im Solde Englands thätig gewesen war*), wurde

*) Am 23. Juni hatte der General Hotze und der Großbrittannische Geschäftsträger die Interimsregierung aufgefordert, mitzuwirken, um Helvetien von dem gemeinschaftlichen Feinde zu befreien. Das Beispiel des Kantons Glarus, der ein Piquet von 400 Freiwilligen aufgestellt habe, wurde angeführt und angezeigt, welche Löhnung Großbrittannien gewähren werde. Die Interimsregierung beschloß, die möglichste Beförderung in diese Maßregel zu legen und aus der unverheiratheten Mannschaft von 20 bis 45 Jahren zwei Piquets-Bataillone auszuziehen. In der Bekanntmachung vom 3. Juli wurde u. a. gesagt: „Es wird insonderheit dem waffenfähigen Mann und Jüngling eine Veranstaltung willkommen sein, durch welche wir wieder in den Stand gesetzt werden, zur Befreiung des gesammten Schweizerlandes und zu Wiedererlangung unserer ehemaligen Unabhängigkeit die Waffen ergreifen zu können.“ Man war so thätig, daß am 8. Juli der Erzherzog Carl und am 9. Juli der General Hotze schriftlich ihr Befremden äußerten, daß bei der Bildung des ersten Piquets-Bataillons Zwangsmittel gebraucht worden sein sollen. Die Interimsregierung rechtfertigte sich schriftlich und durch Abgeordnete bei beiden Stellen. In einer neuen Kundmachung vom 12. Juli wurde erklärt, daß von Zwang keine Rede sei, nichtsdestoweniger äußerte man die Erwartung, „daß jeder redliche Vaterlandsfreund diesem Rufe willig und mit Vergnügen folgen werde“. Dem Bataillon wurde auch eine Anzahl noch vorhandener, brauchbarer Schießgewehre und Lederzeug gegen Empfangschein zugestellt.

mit schwerer Verantwortlichkeit bedroht; doch hatten die Anstrengungen einer sehr gemäßigten Partei der Helvetischen Behörden, namentlich eines Escher von der Linth, eines Usteri u. a. m., zum Theil auch die nachherigen Reibungen und Veränderungen in diesen Behörden selbst die Folge, daß sie straflos ausgieng. Die nämliche Berücksichtigung ward auch ihren Unterbeamten zu Theil. Nicht nur wurde aber dieser Nachsicht in gewissen Kreisen keine Rechnung getragen, sondern Manche beschwerten sich, daß nur von Verantwortlichkeit der Interimsregierung habe gesprochen werden können. Bald wurden die Helvetischen Beamten wieder eingesetzt; allein ein Beschluß des Helvetischen Directoriums vom 17. October entfernte eine Anzahl Beamte, die während der Interimsregierung waren beibehalten worden, von ihrer Stellung, während Andere, die im gleichen Falle waren, von dieser Maßregel nicht betroffen wurden; doch wußte man bald, daß der Director Laharpe durch einige Ränkemacher irre geführt worden sei, welche nur solche Männer in den Gerichten sehen wollten, die ihnen unbedingt gehorchten. Ich war mit zwei andern Districtsrichtern, Siber aus Enge und Hausheer von Wiedikon, zwei ältern Männern, unter den Entlassenen. Dieser Gewaltsstreich war die erste schwere Wunde, welche die eigene Hand der Helvetischen Regierung dem neuen Systeme schlug. Leute aller Parteien ärgerten sich und erkannten die Beweggründe. Als im folgenden Monat die Zürcherische Municipalität und Gemeindskammer gewählt wurden, erhielt ich den Ruf in die erstere und stand

nicht an, die Wahl anzunehmen, weil sie ohne mein Zuthun auf mich gefallen war und ich von verschiedenen Seiten dazu ermuntert wurde. Es ward mir die Stelle eines Gemeindeprocurators (procureur de la commune) übertragen.

Eine der merkwürdigsten Erscheinungen war ein paar Monate lang der Zürcherische Kornmarkt, dem ich als Municipalitätsglied beizuwohnen im Falle war. Die Stellung der Franzosen am linken und die der Alliirten am rechten Rheinufer kehrten den Gang des Kornhandels gänzlich um. Die Verkäufer waren neben den Kantonsbürgern Aargauer, Luzerner, Westschweizer und sogar Elsasser; zu den gewöhnlichern Käufern kamen St. Galler, Thurgauer und Bewohner der äußern Gegenden des Kantons hinzu. Ungeachtet die Märkte das Doppelte der gewöhnlichen Zufuhr erreichten und sich bis über die Mitte des Münsterhofes ausdehnten, statt wie vorher auf den alten Kornhausplatz beschränkt zu sein, auch die Anzahl der Mütte, die sonst selten fünftausend betrug, auf acht- und sogar auf zehntausend stieg, giengen die Kornpreise wegen der doppelten Zahl der Käufer auf das Doppelte der gewöhnlichen

Die kurze Laufbahn in der Municipalität setzte mich einer Lebensgefahr aus. Am 5 December, als man in dem obern Zimmer des Rüdens, des damaligen Sitzungsortes der Municipalität versammelt war, sahen wir aus dem Dache des oberhalb der obern Brücke im Wasser stehenden Thurmes Wellenberg, dem bisherigen Haupt-

criminalgefängnisse, dichten Rauch aufsteigen, und gleich nachher ertönte das gewaltige Hülfsgeschrei der daselbst im Arreste sitzenden Französischen Soldaten. Bald waren diese gerettet; aber für das Löschen gab, in großem Contraste der frühern Thätigkeit der Zürcher bei Feuersbrünsten, Niemand sich Mühe. Dicht war die obere Brücke mit Menschen besetzt, aber vergeblich wandte sich der Regierungsstatthalter Pfenninger von Stäfa an die Menge. Man schwieg, lachte oder scherzte, und der Kuhhirt (damals eine Sinecure, aus der Zeit herstammend, wo die Bürger noch Vieh hielten) Kölliker antwortete, es möchte wohl das Beste sein, wenn man den Thurm brennen lasse und jeder Bürger zum Andenken einen Stein nach Hause trage. Bald sah man, daß das Innere des Thurmes nicht zu retten sei, aber jeder Ueberlegende mußte sich ärgern, auch das beinahe noch neue, auf der Nordwestseite stehende Gebäude zugleich zu Grunde gehen zu sehen. Eine Spritze wurde in Bewegung gesetzt, und der Wein, zu dessen Lieferung man die Verwaltungskammer bereden konnte, brachte endlich eine kleine Schaar Taglöhner in Thätigkeit. Drei Municipalitätsglieder, Werdmüller, Escher und ich, von einem Mitglied der Verwaltungskammer begleitet, schifften hinüber. Aus dem Nebengebäude konnte man durch die in der dicken Mauer angebrachte Thüröffnung sicher in das Innere des brennenden Thurmes schauen, wo das Feuer einen seltsam brüllenden Ton hervorbrachte. In kurzer Zeit war die Flamme gestillt und

das Nebengebäude gerettet. Wir stiegen die Stufen hinunter, und als das Schiff, das uns abholen sollte, kaum zwei Klafter entfernt war, stürzte eine noch glimmende, starke eichene Mauerfeder dicht vor uns ins Wasser. Sie würde uns und das Schiff zerschmettert haben, wenn der Fall eine Minute später erfolgt wäre. Noch eine andere, doch gefahrlose Anschauung verschaffte mir meine Stellung in dieser Beamtung. In den letzten Tagen des Jahres traf der General Moreau in Zürich ein, und nebst dem nachherigen Landammann Reinhard und einem Herrn Bodmer wurde ich zu seiner Bewillkommung abgeordnet. Auch gegen uns zeigte der merkwürdige Feldherr sich in der schönen Einfachheit, die man allgemein an ihm rühmte. Er erkundigte sich nach unsern Ansichten und Wahrnehmungen in Absicht auf die Zeitverhältnisse und die öffentliche Stimmung, sprach tröstende Worte, und sagte unverhohlen, der Krieg und der Mangel an Hülfsmitteln, der die Französische Armee drücke, könne nicht ohne Belästigung für das Land sein. Die Unterredung hatte ungefähr eine halbe Stunde gedauert, und beinahe possierlich war es, daß Reinhard einen rothen, Bodmer einen dunkelblauen und ich einen nicht geradezu weißen, aber doch weißlich-grauen Oberrock, damals Schanzloper geheißen, trug, welches Kleidungsstück man in jener von allen Ceremonien befreiten Zeit nicht bei den Besuchen ablegte. — Man erzählte sich auch, der General habe, als er in sein Zimmer, keineswegs eines der gutgelegenen des schönen Hauses,

in welchem er einquartiert war, eingetreten, dasselbe noch kalt gefunden, und sei, ohne ein Wort des Unwillens laut werden zu lassen, in die nahe Wohnung eines seiner Offiziere gegangen, bis die seinige ein wenig erwärmt sein würde. Sehr kurz war indeß der Aufenthalt dieses merkwürdigen Mannes in Zürich, der geschaffen schien, das schwere Problem der Vereinigung eines großen Feldherrn und eines Republikaners zu erfüllen, und der vielleicht es gethan hätte, wenn er nicht von einem noch talentvollern, aber herzlosen Manne verfolgt, verstimmt und dem eigenen Vaterlande entfremdet worden wäre. — Noch mag hier eines halb militärischen Ereignisses Erwähnung geschehen. An einem Morgen früh vernahm man, ein zur Erleichterung der Bürger in die Kaserne verlegtes, zwar nicht vollständiges Französisches Bataillon rumore, es verlasse die Kaserne und verlange, wieder einquartiert zu werden. Die Soldaten kamen bis auf die untere Brücke. Zuschauer eilten herbei. Bald war auch der General Lecourbe, mit einem einfachen blauen Ueberrock bekleidet, auf dem Platze. Er ging, von wenigen Offizieren begleitet, auf und ab, und suchte die Meuterer zu beruhigen. Die kriegsgewohnten Soldaten, an die er sich unmittelbar wandte, ließen nur einzelne Worte hören. Er reihte das Bataillon auf zwei lange Linien. Es gehorchte. Nun stellte er sich auf den rechten Flügel, dicht neben den ersten Grenadier, zog den Säbel, hob ihn in die Höhe und sprach: »Je commanderai: Par le flanc droit,

Marche! et si tu ne marches pas, je te fendrai la tête!« Tiefe Stille unter der Menge. Der General trat einige Schritte vorwärts und sprach mit starker Stimme sein Kommando aus. Die Bewegung war entsprechend. Lecourbe schritt, den Säbel emporgehalten, dicht neben der ersten Rotte, der auch die andern nachfolgten, einher und führte diese Leute auf dem ganzen Wege bis zur Kaserne, an deren Thüre er stehen blieb, bis der letzte Mann hineingegangen war. So kann ein entschlossener Mann, der keine Gefahr fürchtet und den seine Untergebenen hochachten müssen, in critischen Momenten entscheidend wirken. Ein anderes Mal soll er, auch in Zürich, zu einer unzufriedenen Schaar, die ausrief: »On nous mène à la boucherie!« lächelnd gesagt haben: »Le grenadier français ne vit qu'un an!« und die Grenadiere lachten jetzt mit ihm. Bei der Nachricht vom 18. Brumaire und Napoleons Erhebung hielt der nämliche Mann seine Mißbilligung über den »ambitieux« nicht zurück.